

*Erschienen am 09.11.2017*

Ich spürte die zugehende Tür kurz an meinem Bein, als sie sich schon wieder öffnete und ich außer Atem in den Zug stolperte. Ich hatte rennen müssen, um ihn noch zu erwischen, doch ich wusste, dass ich trotzdem mindestens zehn Minuten zu spät kommen würde. Nervös stand ich im Abteil und beobachtete ein altes Ehepaar, wie es in Wanderkleidung und mit hölzernen Gehstöcken vor sich hinstarrte. Beide trugen sie Funktionskleidung und altmodische Jägermützen mit Federn. Um diese Uhrzeit machten sich oft einige Senioren auf den Weg in die schönen Berge, um ihre dementen Köpfe etwas mit Bergluft durchzuspülen. Für solche Wanderungen, welche den ganzen Tag benötigten, hatte ich in meiner aktuellen Lebenssituation kaum Zeit, weswegen ich sie in diesem Moment spontan beneidete. Ich wand meinen Blick von den Senioren ab und blickte kurz unscharf ins Leere. Aufmerksam gemacht von dem schrillen Gelb einer Plastiktüte in meinem Sichtfeld, stellte ich ihn wieder scharf. Die Tüte gehörte einem Obdachlosen, der vor mir an der Tür stand, bereit auszusteigen. Hecktisch blickte er sich um, stand übergebeugt da und hatte mehrere Tüten in den Händen. In mir kam ein unangenehmes empathisches Magengefühl auf. Wahrscheinlich befürchtete er einen Kontrolleur, der ihn nach seiner mutmaßlich nicht vorhandenen Fahrkarte fragen würde. Plötzlich drehte er sich zu mir um. Das eine Auge halb zugekniffen, blickte er mich von unten aus seiner gekrümmten Haltung heraus an. Seinen Mund hatte er seltsam verzogen, so dass die linke Seite seiner Unterlippe über der linken der Oberlippe lag. Langsam öffnete sich sein

Mund und artikulierte stumm ein Wort: *Höllenschlund*. Nur ein Hauchen war zu hören. Die Tür öffnete sich und er sprang samt seinen Tüten auf den Bahnsteig. Ich packte ihn am Arm, doch er sprang davon und seine verdreckte Jacke glitt mir durch die Hände. Fast wäre ich auf den Bahnsteig gestürzt, doch ich konnte mich mit einer Hand noch an der Ausstiegshilfe halten. Als ich in die Richtung schaute, in die er davongehastet war, fand ich den Bahnsteig leer. Er war verschwunden. Meine Hand, mit der ich versucht hatte, ihn zu halten, war dreckig und roch nach vergammelten Küchenabfällen. Die Türen schlossen sich und der Zug fuhr an. Ich schlenderte durch den Zug, während ich immer wieder meine Uhr überprüfte. Ich war zu spät, doch natürlich würde der Zug durch meine Gewissheit darüber auch nicht schneller fahren. Endlich erreichte ich meine Station und stieg aus, sobald es die Türen zuließen. Sofort hastete ich im Laufschrift los, die Treppe hoch, auf die Bahnbrücke und darüber hinweg. Als ich auf dem Weg für einen Moment aus meiner Hast erwachte, sah ich, dass jegliche Passanten mich misstrauisch beäugten. Sie schien bei meinem Anblick ein Ekel zu überfallen, der sich bei manchem, der ihn länger ertrug in Mitleid verwandelte. Ich nutze das nächste Schaufenster, um mich zu betrachten. Ich konnte keine Veränderungen erkennen. Ich trat näher und betrachtete mich genauer, doch da war nichts Außergewöhnliches an mir, woraufhin ich meinen Weg wiederaufnahm. Ich durfte nicht noch mehr Zeit verlieren. Nach einem fünf minütigen Laufschrift bog ich um die Kurve und hatte endlich mein Ziel erreicht. Vor mir lag ein riesiges fensterloses Gebäude aus blankem Beton. Es hatte eine

geometrische Form, die jeder Gravitation zu trotzen schien. Vom Dach liefen schwere Drahtseile zu den benachbarten Häusern. Als ich gerade den Vorplatz überqueren wollte, überkam mich das Gefühl, ich würde beobachtet. Ich sah mich um, doch niemand war zu sehen. Bloß einige Tauben hatten sich um einen toten Artgenossen gesammelt und pickten vorsichtig an ihm herum. Mich überkam ein Schauer und ich versuchte die aufkommende Furcht zu ignorieren, lief zum Fuß des Gebäudes und fand dort wie immer die kleine viereckige Einbuchtung vor. Ich legte meine Hand hinein und fühlte den kalten Beton unter ihr. Die Tür öffnete sich und ich atmete durch; wäre ich noch ein paar Minuten später gewesen, wäre mir der Eintritt verwehrt geblieben. Ich hastete den dunklen Gang entlang, während sich langsam die Deckenbeleuchtung einschaltete. An der nächsten Ecke bog ich links ab und stand vor der Tür meines Seminarzimmers. Nach einem kurzen Durchatmen fuhr ich mir mit der Hand durch das Haar und öffnete die Tür, in der Erwartung dreißig Augenpaare von ihren Bildschirmen auf mich gerichtet zu sehen. Der Raum war vollkommen leer. Alle Tische standen genau an ihrem Platz. Der Beamer leuchtete gegen die Wand und ratterte leise, ansonsten gab es kein Geräusch. Mitten im Raum, zwischen zwei Tischreihen, bemerkte ich eine rechteckige Tür im Boden. Langsam ging ich darauf zu und öffnete sie. Sie knarrte nicht und ließ sich ohne viel Kraft öffnen. Ich kniete mich an den Rand und blickte in ein dunkelblaues Nichts. Plötzlich spürte ich mit meiner Hand etwas Hölzernes. Es war eine Strickleiter, die in die endlose Öffnung herunterhing und sich irgendwann in der Dunkelheit verlor.

Ich ließ meine Beine in die Öffnung fallen und landete mit den Füßen auf einer Sprosse. Ich machte mich an den Abstieg. Irgendwann war nur noch blauer Rauch um mich und ich konnte die Öffnung über mir nicht mehr erblicken. Mir schien es, als hörte ich meinen Dozenten weit weg und dumpf, wie durch Nebel hindurch sprechen. Also glitt ich so schnell ich konnte die Leiter hinab. Meine Umgebung verschwand immer mehr in der Dunkelheit. Nach einer unbestimmten Weile dachte ich daran aufzugeben und wieder hinaufzusteigen, denn weder schien die Leiter zu enden, noch schien die Stimme näher zu kommen. Plötzlich ruckelte die Leiter erst und stürzte dann in die Tiefe. Im Fall drehte ich mich in der haltlosen Dunkelheit und verlor jegliche restliche räumliche Orientierung. Kurz vor meinem Aufschlag sah ich etwas Gelbes an mir vorbeifliegen, aus dem leere Plastikflaschen herausragten. Dann wurde ich ohnmächtig. Als ich wieder aufwachte, befand ich mich in einem kühlen Kellerraum. Mein Dozent stand in seinem strammen Anzug über mir und betrachtete mich halb amüsiert, halb neugierig. In der einen Hand hielt er ein offenes Buch, in der anderen seine Taschenuhr. „Sie sind zu spät.“, sagte er. „Hat Sie denn etwa niemand über die Raumänderung unterrichtet?“ „Nein...davon wusste ich nichts.“, antwortete ich, noch leicht betäubt und verwirrt. Er schaute gespielt verwundert drein und blickte mir über seine Brille hinweg tief in die Augen. „So...ich hatte sie eigentlich auf ihrem Weg hier her darüber unterrichten lassen. Es müsste durch einen etwas verwahrlosten Kerl geschehen sein. Erinnern sie sich denn nicht?“ Er bückte sich und hob die Plastiktüte auf, die neben mir lag. „Sehen sie,

die haben sie doch von ihm. Sie belügen mich doch nicht etwa?“ „Wie sollte ich Sie belügen, wenn ich bloß nicht damit rechne, dass ein dreckiger Obdachloser mir eine Raumänderung mitteilt.“ Sein Blick blieb ernst und eindringlich. „Haben sie etwa nicht die Studienordnung gelesen? Dort ist diese Option der Informationsübermittlung ganz deutlich angegeben. Ich muss sie nun aufgrund ihrer Verspätung und ihres Versäumnisses der Lektüre der Ordnung leider zum Dekan schicken. Dort wird man über ihre Zukunft entscheiden.“ Er wies mit dem Arm zu einer Aufzugstür, die sich genau hinter ihm und neben der Tafel befand. Sie fiel mir just in diesem Moment auf und mir war als wäre sie zuvor nicht dort gewesen, doch sicher war sie meinem Blick bloß entgangen oder der Sturz hatte meine Sinne beeinträchtigt. Die anderen Anwesenden an ihren Tischen hatten alle ihre Bücher vor sich aufgeschlagen und betrachteten mich mit angewiderten Blicken. Ein Mädchen sah mich mit mitfühlender Miene an, aber als ich ihren Blick auf dem Weg zum Aufzug bemerkte und sie dankbar anlächelte, erschrak sie, wich meinem Blick sofort aus und äugte ängstlich zum Dozenten hinüber. Die Türen öffneten sich vor mir und ich stieg in den Aufzug. Ich drückte die einzige Taste, welche eine 0 trug. Sie leuchtete rot auf und ich lehnte mich gegen die Wand, während der Aufzug langsam nach oben ruckelte. Die Türen öffneten sich und ich erblickte einen großen runden Raum, ausgelegt mit rotem Teppichboden, und großen Porträts der letzten Dekane an den Wänden. Auf der einen Seite war ein offener Kamin, in dem ein Feuer brannte. In der Mitte thronte ein dunkler schwerer Schreibtisch aus Ebenholz. Der große Stuhl davor

war leer. Da es mir schien, als sollte ich hier warten, sah ich mir die Gemälde etwas genauer an. Das erste zu meiner Linken stellte wohl den ersten Dekan der Universität dar. Ich versuchte ihm in die Augen zu blicken, doch unsere Blicke und Präsenzen trafen sich nicht. Er blickte rechts neben mich und ich musste für einen Moment der seltsamen Versuchung widerstehen, mich umzublicken, um seinem Blick zu folgen. In der Hand hielt er ein Blatt, welches auf der Rückseite mit Tinte beschrieben war, und welchem man ansehen konnte, dass es einmal zusammengefaltet gewesen war. „Jeremias Wilhelm Götzen, Dekan von 1810 bis 1830, Professor für Literaturwissenschaften und freier Schriftsteller“ stand dort geschrieben. Er sah ein wenig ängstlich, doch edel aus. Er musste während der Entstehung dieses Gemäldes etwa Mitte Siebzig gewesen sein. Das große Leid, von dem er zeitlebens geplagt worden war, sprach aus seinen unschuldigen Augen. Es war die junge empfindsame Seele zu erkennen, welche sich unter der Schicht des Adels, die seine Gefühle in sittenhafte Bahnen gelenkt hatte, unterdrückt fühlte. Seinem Blick und damit seiner Existenz nicht begegnen zu können, nicht mit ihm in Kontakt treten zu können, gab mir das Gefühl unwichtig, ja nichtig zu sein. Sein Genie, welches rein und klar aus seinen Augen sprach, machte meine Gedanken zu nebelhaften Unwahrheiten. Ich riss mich von diesem Mann los, dessen Bedeutung für die Literatur unübersehbar aus seinem Antlitz sprang. Sein Nachfolger, war „Arnold Schuhmann, Dekan von 1831 bis 1850, Professor für Philosophie“ gewesen, wie dort, auch einer kleinen metallenen Tafel, geschrieben stand. Sein

Gesicht war durchfurcht von Sorgenfalten, sein Kopf halb bedeckt von weißem Haar, das ihm struppig und achtlos vom Kopf stand. Seine verbitterte Existenz fiel direkt in mich ein, ich spürte ein Ziehen in der Brust, spürte sein lebenslanges Versuchen, dem Leiden zu entkommen. Er blickte mich an und bedauerte meine Existenz, er wünschte mir den baldigen Tod und meinte es wohlwollend dabei. Ich konnte seine raue Stimme hören, die sprach: „Sei mitleidig, sei willenlos und du wirst dem fremden und eigenem Leiden den Kampf ansagen. Es wird nicht leicht, nichts ist leicht.“ Ich wollte seinem Blick entkommen, seiner Philosophie und wand mich schnell und ruckartig dem nächsten in der Reihe zu: „Ferdinand Nörtinger, Dekan von 1880-1890, Professor für Altphilologie.“ las ich mir laut vor. Er sah krank aus, seine Augen lagen tief, als wäre sein ganzer Körper durchzogen von Schmerz und Unwohlsein. Doch sein Blick war eine Mischung aus Trotz und Heiterkeit, gegenüber seinem Schicksal und dem Leiden an sich. Er verriet mir inneres Chaos und große Skepsis. Er war im Profil abgebildet, sein Blick starr nach vorne gerichtet, als würde er seine Zeit überwinden wollen. Als sähe er etwas Helles, Erlösendes, Zukünftiges bereits vor seinem inneren Auge erscheinen. Einen Menschen, der befreit ist von jeder Art von Moral, seine Zukunft selbst gestaltet, stark und mächtig ist. Die starren Augen, welche so in sich gekehrt blickten, zeigten, dass er bereit war diese Welt einer Neuen zu opfern. Nichts anders war für ihn möglich. Ein Nebel des Wahnsinns bedrückte ihn in jedem Moment und er war sich seines Schicksals bewusst. Der Nebel würde sich verdichten und ihn verschlingen. All diese Herrscher,

Mächtigen, Weisen hingen bedrohlich über meinem Ich, drückten und zerrten in meinem Inneren. Ich wand mich von ihnen ab und ließ mich auf dem kleinen weißen Gartenstuhl nieder, der wohl für den Besucher gedacht war und versuchte mein Sein wieder zu ordnen. Als ich meine Arme auf die Lehnen legte, spürte ich, wie sie leichter wurden, da ich weniger von ihnen tragen musste; wie sie durch den Schweiß am Plastik klebten, wie sich meine Haut langsam straffte, als ich den Arm bewegte. Spürte plötzlich mich; jedes Haar, wie es meinen Kopf hinunterzog; jeden Knochen, wie er bei jeder Bewegung an seinem Nachbarn rieb. Der Stuhl drückte unangenehm in meinen Rücken; das Plastik juckte. Ich veränderte meine Haltung und fühlte, wie Millionen von Proteinen in meinen Muskeln kontrahierten. Der Versuch nicht daran zu denken scheiterte kläglich und ich stürzte in eine Spirale des wiederholten Versuchens keinen Gedanken zu fassen. „Junger Mann, was wollen Sie hier?“ Eine sanfte, aber energische Stimme riss mich aus meinem Existenzbewusstsein und ließ mich wieder in die Sicherheit meiner Umwelt eintreten. Dankbar drehte ich mich zu dem Mann um. Kein Geräusch hatte mich auf sein Eintreten vorbereitet und ich konnte keine Tür erkennen, durch die er hätte eintreten sollen. Er war klein und schlank, hatte blonde Haare und trug eine runde Brille. Sofort erfüllt ein Gestank von Küchenabfällen den Raum. Mit den Hände in den Taschen seiner Anzugshose, die er mit Hosenträgern und einem Hemd trägt, läuft er ruhigen Schrittes zu seinem Stuhl und setzt sich mir gegenüber. Nur der riesige Schreibtisch trennt uns noch. Er blickt mich eindringlich an, doch es gelingt ihm nur mit dem linken

Auge. Das andere scheint ein Gemälde zu seiner Rechten zu betrachten, bewegt sich unkontrolliert. Seine Augen zittern. Es ist mir unmöglich seinen Blick zu erwidern.

„Also?“, sagte er dann ungeduldig. Ich hatte vergessen ihm zu antworten. „Mein Dozent...hat mich zu ihnen gesendet“, sagte ich mit gesenktem Blick. Er lachte. „Nun, dann scheinst du wohl ernsthafte Schwierigkeiten zu haben.“ – „Ich verstehe das nicht, ich sehe mein Vergehen in dieser Sache nicht, Herr...?“ Ich blickte ihn an. Sein Ausdruck wurde ernst. „Mein Name tut nichts zur Sache.“, antwortete er endgültig. Mit lauterer Stimme sagte er: „Vergehen, mein Lieber, werden nicht begangen, sie werden bestimmt. Dies ist bei dir der Fall. Die Autorität deines Dozenten hast du nicht anzuzweifeln. Für solche Anmaßung befindest du dich in der falschen Position.“ „Was soll nun meine Strafe sein?“, fragte ich etwas zögerlich, doch bevor er antworten konnte, regte sich etwas in meinem Inneren, trat in meinen Ausdruck und ich blickte ihn an, lange, bis ich sprach: „Ich sehe Sie nicht im Recht, über mich zu urteilen.“ „So, so?“, sagte er langsam, nahm seine Brille ab und putzte sie bedächtig mit einem Taschentuch, das er aus seiner Hosentasche gezogen hatte. „Bei wem liegt dieses Recht, wer hat in deinem Leben über dich bestimmt? Waren es nicht wir?“, fuhr er fort, nachdem er seine Brille aufgesetzt, die Fingerspitzen zusammengelegt und sich vorgebeugt auf seinen Ellenbogen abgestützt hatte, während er mich fragend ansah. Es blieb eine Pause, in dem ich keine Antwort wagte. „Oder bist du es? Hast du die Verantwortung für dein Leben, deine Existenz?“ Er öffnete eine Schublade und hob eine

schwarze Kiste heraus, die er langsam zu mir herüberschob, bevor er sich mit überschlagenen Beinen in seinem Stuhl zurücklehnte. „Öffne sie und du hast die Wahl.“ Der Inhalt der Kiste war in ein Seidentuch gewickelt. Er lag schwer in der Hand, als ich ihn aus der Kiste hob und auswickelte. Zum Vorschein kam ein Revolver, den ich sogleich mit einem lauten Geräusch auf die Tischplatte fallen ließ. Ich schob meinen Stuhl ruckartig von der Kante weg und starrte entsetzt auf dieses kalte Metall. „Willst du meiner, und damit unserer Unterdrückung entkommen, so erschieße mich“, sagte er energisch und bestimmt, während er mich mit seinen immer wieder ausbrechenden Augen von oben herab betrachtete. „Es ist deine Tat, die dich der Autonomie zurückgeben wird. Dein Handeln, das im Zeichen deiner Verantwortung steht. Dein Handeln, das deine Existenz bestimmt.“ Er machte eine wirkungsvolle Pause. „Hast du Angst? Gut so! Spüre die Verantwortung!“ Immer noch in meinen Stuhl gepresst richtete ich meinen Blick auf die Waffe, welche so tot dort lag. Nur ich könnte sie zum Leben erwecken und vielleicht mein Leben mit ihr. Sie fühlte sich kalt und klebrig an, schien an meiner Hand zu haften, als ich sie langsam aufhob. Schwer lag sie in meiner Hand, die sich perfekt in den Griff schmiegte. Mein Finger lag am Abzug. Über den Lauf blickend sah ich in das Gesicht des Dekans, das ernst zurückblickte. „Entscheiden Sie sich!“, schrie er. Meine Hand wanderte an meinen Kopf, die kalte Mündung lag an meiner Schläfe. Dann, mit einer einzelnen Bewegung, schleuderte ich den Revolver in den Kamin. Eine Explosion erschütterte den Raum und entzündete sofort die Gemälde

an der Wand. Die Gesichter verschwanden, verwischten und verbrannten völlig. Die Farbe lief langsam und schmelzend an den Wänden herab. Ihre Gewalt über mich, die mich vorher so eingenommen hatte war abgefallen. Die Mächtigen hatten dem Feuer nichts entgegenzusetzen und so brachte es ihnen den letzten Tod. Wenige Sekunden später stand das Zimmer in Flammen. In schallendem Gelächter erhob sich der Dekan. Er breitete seinen Arme aus und das Feuer ergriff ihn.

*Fluvius Raon*